

Leben nach Migration – Newsletter Nr. 4 | 2015

Community und Widerstand ?!

Was heißt eigentlich genau «Community» für uns? Eine Frage, die es gerade jetzt mal wieder dringend zu stellen gilt. «Deutschland brennt», wie es Mai Zeidani Yufanyi in ihrem Beitrag schreibt, und gerade dieser Umstand hat uns wieder auf diese Frage gebracht. Was ist Community? und warum ist der Zusammenhalt innerhalb dieser und zwischen verschiedenen Communities so unheimlich wichtig? Gerade jetzt, wo wir uns in einem Zustand befinden, in dem rassistische Hetze wieder einmal einen Höhepunkt erreicht, indem von «Flüchtlingskrisen» statt von «Menschlichkeitskrisen» gesprochen wird, indem die einzige Konsequenz, die Deutschland aus den Nachwehen seiner kolonial-rassistischen Vergangenheit sowie seiner unverantwortlichen und rassistischen Außenpolitik zieht, wieder einmal die Verschärfung der Asylgesetze ist. Das Leben für Menschen, die nach Deutschland kommen, um Schutz oder ein besseres Leben zu suchen oder einfach nur um ihr Recht auf Bewegungsfreiheit einzufordern, wird dadurch noch unerträglicher. Erinnerungen an Rostock-Lichtenhagen kommen auf, wo ebenfalls die Ursache des Problems bei den vermeintlich «Anderen» gesucht wurde und nicht in einer rassistisch geprägten Gesellschaft.

Immer wieder, aber jetzt umso dringender müssen wir als Leidtragende dieser rassistisch geprägten Gesellschaft «zusammenhalten», Bündnisse schließen und dem Motto folgen «Gemeinsam sind wir stark.» Das mag klingen wie idealistisches Gerede, aber Tatsache ist, dass wir es nur so schaffen werden, wirklich gesellschaftliche Veränderung im Sinn einer Verbesserung herbeizuführen. Und gerade, um den Zusammenhalt zu stärken, müssen wir selbstkritisch sein; uns auch der Unterschiede, Hierarchien und Privilegien innerhalb unserer Communities bewusst werden, diese immer wieder reflektieren und miteinander verhandeln.

Aus diesem Grund widmet sich unsere aktuelle Ausgabe von «Leben nach Migration» genau dieser Frage. Es soll darin um eine kritische Selbstreflexion gehen und gleichzeitig, wie es SchwarzRund in ihrem Beitrag so schön beschreibt, um ein «Liebesgeständnis» an das, was uns am meisten am Herzen liegt. Ein Liebesgeständnis an Communities – ohne die wir sicherlich niemals dort wären, wo wir jetzt sind.

«Kein wir ohne Uns!»

I	N	H	A	L	T
Rena Onat					Seite 3
Community-Zusammenhalt und Solidarität als Widerstand					
Saboura Naqshband					Seite 7
Widersprüche aushalten, Solidarität mit Ziel und Tactical Softness					
SchwarzRund					Seite 10
Divide and Rule – Wer teilt, wer schweigt?					
Zerrin Güneş und Nadiye Ünsal					Seite 13
Kritik an der Gesellschaft bedeutet auch Kritik an sich selbst.					
Die Rolle von «Communities» beim Festival gegen Rassismus.					
Mai Zeidani Yufanyi					Seite 17
Germany is Burning (Dt./Eng.)					
Jaya Chakravarti					Seite 20
No But Seriously: What Is Community? (Dt.)					
Larissa Hassoun					Seite 22
Wir brauchen mehr Vernetzung!					
Migrationsrat Berlin-Brandenburg					Seite 24
Stellungnahme des Migrationsrats Berlin-Brandenburg zur					
Verschärfung des Asylrechts					
Quellen- und Literaturhinweise					Seite 26

I M P R E S S U M

Herausgeber:

Migrationsrat Berlin-Brandenburg e.V.

Oranienstraße 34 • 10999 Berlin

presse@MRBB.de • 030/616 58 755

Redaktion: Koray Yılmaz-Günay (V.i.S.d.P.), Iris Rajanayagam, Tuğba Tanyılmaz, Sanchita Basu und Noa Ha

Leben nach Migration erscheint sechs Mal im Jahr und dient den Mitgliedsorganisationen des MRBB und der interessierten Öffentlichkeit als Debatten- und Informationsmedium. Die Artikel geben die Meinung der Autor_innen wieder und müssen nicht den Positionen des MRBB entsprechen. Sie können mit der Quellenangabe «Leben nach Migration – Newsletter des Migrationsrats, Ausgabe 4|2015» vervielfältigt und weiterverwendet werden.

Artikel können unverlangt eingesandt werden. Es entsteht dadurch kein Anspruch auf Abdruck.

«Leben nach Migration» wird gefördert durch die Beauftragte des Berliner Senats für Integration und Migration.

Community-Zusammenhalt und Solidarität als Widerstand

Rena Onat

Rückblick: Entfernte Verbindungen

1993 erschien das Buch «Entfernte Verbindungen. Rassismus ï Antisemitismus ï Klassenunterdrückung», herausgegeben von Ika Hügel-Marshall, May Ayim, Gülken Aktak, Ilona

Bubeck, Chris Lange und Dagmar Schultze. In der Einleitung schreiben die Autorinnen über die Motivation, dieses Buch zu publizieren:

«Politische Ereignisse der letzten drei Jahre haben sowohl unsere Diskussionsinhalte als auch unsere gemeinsamen Aktivitäten entscheidend beeinflusst, zum Beispiel der Golfkrieg. In seinem Verlauf traten die in der BRD herrschenden antiarabischen und antiislamischen Ressentiments offen zutage, und sichtbar werdender Antisemitismus im linken/feministischen/immigrantenpolitischen Spektrum führte zu heftigen Kontroversen. [6] Im Zuge [des Mauerfalls] nahm der Nationalismus zu, die rechtsradikale Szene erstarkte unter der Zustimmung weiter Teile der Bevölkerung; rassistische und antisemitische Überfälle und Morde häuften sich. Den Boden bereiteten vor allem die CDU-FDP-Regierung und die SPD, die mit der Asyldebatte die Verantwortung dafür tragen, daß die Bevölkerung Rassismus und Antisemitismus ungehemmt ausüben kann. Die sich zuspitzende politische Situation, die Gefährdung Schwarzer Frauen und Männer und die Verantwortung weißer Deutscher machen gemeinsames Handeln immer notwendiger.

Die Probleme, die aufgelistet werden, lesen sich 20 Jahre später wieder genauso aktuell, die Geschichte wiederholt sich: Die erschreckende Zahl von Brandanschlägen auf Unterkünfte für Geflüchtete, Übergriffe und Gewalt gegen Schwarze, People of Color (PoC), besonders Geflüchtete, die Verschärfung der Asylgesetze im Eilverfahren, mit der auf einen Schlag sämtliche kleineren Errungenschaften, die mühsam erkämpft wurden, wieder aufgehoben werden (wie z.B. die Abschaffung der Essensgutscheine), das Erstarken von Nazi-Strukturen, die breite Akzeptanz extrem rechter Inhalte, die mit den Pegida-Demonstrationen ein neues Ausmaß erreicht hat, Antiislamismus und Antisemitismus in der Beschneidungsdebatte, die NSU-Mordserie und zahlreiche weitere Beispiele zeigen, wie mainstreamfähig Rassismus ist und wie be-

drohlich das rassistische Klima aktuell (nicht nur) in Deutschland ist.

Teile-und-Herrsche

Die verschärfte Situation und die zunehmende Bedrohung erfordern Solidarität und Zusammenhalt von People of Color, Migrant_innen, Schwarzen, Menschen mit Rassismuserfahrungen. Aber solche Bündnisse werden erschwert durch Politiken des «Teile und Herrsche»¹, die im Kontext kolonialer Herrschaft entwickelt wurden und darauf abzielen, kolonialisierte und Menschen mit Rassismuserfahrungen gegeneinander aufzubringen, zu trennen und damit leichter kontrollierbar zu machen. Unterschiedliche Gruppen von People of

¹Mysorekar 1993.

Color, Schwarzen und (Post-) Migrant_innen sind unterschiedlich positioniert innerhalb einer rassistischen Ordnung und haben unterschiedliche Privilegien, aber auch unterschiedliche Erfahrungen, Themen, Geschichten. Rassismus ist außerdem verbunden mit anderen Machtverhältnissen und Diskriminierungsformen wie Klassenunterdrückung/Klassismus, Sexismus, Trans*feindlichkeit, Homophobie, Ableism, usw. woraus wiederum spezifische Perspektiven, Erfahrungen und Wissen innerhalb PoC-Communities zusammengesetzt sind. Diese Erkenntnis ist nicht neu, auch nicht die Forderung, dass wir es als Menschen mit Rassismuserfahrungen bewusst vermeiden müssen, uns spalten zu lassen und uns nicht gegeneinander ausspielen lassen dürfen. Stattdessen ist es wieder wichtiger denn je, dass wir uns zusammenschließen, um kollektiv gegen Rassismus auf allen Ebenen vorzugehen.

People of Color-Vernetzung

Eine Strategie gegen das Teile-und-Herrsche ist der Begriff «People of Color»,² der es möglich machen soll, sich über die Gemeinsamkeit von Rassismus- und Widerstandserfahrungen zu identifizieren und zu positionieren. Trotz unserer Unterschiedlichkeiten sollen so Bündnisse, Bewegung, Community und Empowerment ermöglicht werden. Zugleich steht der Begriff stark in der Kritik als ein sehr akademischer und damit schwer zugänglicher, der zudem aus dem US-Amerikanischen übernommen wurde und sich nicht eins zu eins auf den deutschen Kontext übertragen lässt. Viele People of Color benutzen den Begriff gar nicht für sich selbst oder kennen ihn nicht, sondern vernetzen sich anders und fallen somit potentiell heraus, wenn es um Einladung zu Veranstaltungen, Vernetzung und Mobilisierung geht. Schwierigkeiten bereitet auch die Frage, wer eigentlich alles «of Color». Es gilt somit zu hinterfragen, über welche Begriffe wer (nicht) an-

gesprochen wird und nach weiteren Selbstbezeichnungen zu suchen.

Für mich (meine Mutter *weiße* Deutsche, mein türkischer Vater bereits als Kind nach Deutschland gekommen und mehr an Rock-Musik als an türkischer Kultur oder Aktivismus interessiert) und andere PoCs, die wie ich selbst nicht automatisch über ihre Familien bereits Teil von migrantischen/nicht-*weißen* Communities sind, ermöglicht der PoC-Begriff jedoch Community und war und ist somit für mich sehr wertvoll.

Diskriminiert und doch privilegiert?

Den Herausgeberinnen von «Entfernte Verbindungen» war (trotz einer Kritik an einer essentialistischen, identitären Frauenbewegung) an Bündnissen unter Feministinnen gelegen. Eine Voraussetzung für solche Bündnisse ist die Anerkennung von und die Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Positionierungen:

«Das Ignorieren von Unterschieden, die Unfähigkeit, sie zu benennen [é], [g]enau dies ist es, was uns politisch lähmt [é]. Männergewalt spricht uns Frauen nicht davon frei, unsere eigenen Machtstrukturen aufzudecken. Ausschließlich das Patriarchat zu analysieren, ist unzureichend, verstellt den Blick auf Rassismus, Antisemitismus und Klassenunterdrückung innerhalb der Frauenbewegung [é]»³

Die Fragen, die sie dabei aufwerfen, sind i bezogen auf (post-) migrantische, People of Color, Schwarze Netzwerke genauso aktuell. Wie sieht es in unseren Communities aus? Wie gehen wir um mit unseren Privilegien? Wie sind wir selbst Rechenschaft schuldig gegenüber anderen PoCs, die aus diversen Gründen weniger privilegiert sind? Wie kommen wir gegen diese Politik des Teile-und-Herrsche bzw. divide-and-rule an? Welche Probleme innerhalb unserer Communities produzieren aktuell Trennungen und erschweren Bündnisse? Und wie können wir über diese Probleme sprechen?

² Dean 2011.

³ Hügel et al. 1993, S. 12.

Wir haben inzwischen sehr gute Analysen dazu, wie rassistische Diskurse funktionieren, wie schnell es passieren kann, dass unser Wissen gegen uns eingesetzt wird. Personen wie Seyran Atek oder Hirsi Ali bekommen als Personen of Color vom deutschen Mainstream genau deshalb Anerkennung, weil sie antimuslimische rassistische Klischees bedienen. Auf Grund dessen, was Kobena Mercer als «burden of representation»⁴ (Last der Repräsentation) beschrieben hat, sind beispielsweise Fälle von häuslicher Gewalt in türkischen Familien nicht nur ein tragischer Einzelfall, sondern werden im Mainstream-Diskurs als charakteristisch für das Verhalten «aller» Türken behandelt. (Umgekehrt werden Fälle häuslicher Gewalt innerhalb *weißer* deutscher Familien als Probleme einzelner Personen erachtet.) Diese Erkenntnis erschwert es uns, über Probleme innerhalb unserer Communities zu sprechen, ohne dass wir Gefahr laufen, bestehende rassistische Stereotype/Diskurse zu bestätigen. Wie können wir beispielsweise über Sexismus/Homophobie/Trans*phobie innerhalb People of Color-Communities sprechen? Wir müssen befürchten, dass eine solche Kritik gegen uns oder andere Personen innerhalb unserer Communities eingesetzt wird, dass wir weiter marginalisiert werden.⁵ Wir haben nicht genug sichere Räume, in denen kritische und konstruktive Auseinandersetzungen mit Problemen innerhalb von PoC-Communities möglich sein könnte. Ein positives Beispiel ist für mich die Solidarität zwischen heterosexuellen/cis-gegenderten⁶ PoCs

⁴ Mercer 1994.

⁵ Diesen Gedanken des «fear of being further marginalized» habe ich von Raju Rage. Raju hat im Zusammenhang mit einer Kritik am British Black Arts Movement geäußert, wie schwierig es ist, über die Unsichtbarmachung von queeren und feministischen Perspektiven innerhalb des Black Arts Movement zu sprechen, ohne damit rassistischen Diskursen zuzuspielen und ohne dass eine solche Kritik als Abwertung der wichtigen Arbeit des Black Arts Movements verstanden wird.

⁶ Cis-gender ist das Gegenteil von Trans*-gender, also eine Bezeichnung für Menschen, die sich mit dem bei der Geburt zugeteilten Geschlecht identifizieren können.

und queeren PoCs. (Queere) Aktivist_innen of Color leisten bereits länger Widerstand gegen Stereotypisierung und das Konstrukt des «homophoben Migranten». Mit diesem Konstrukt, das medial stark verbreitet wurde und wird, werden People of Color per se als homophob und heterosexuell dargestellt. Im Gegensatz dazu erscheint die weiße mehrheitsdeutsche Gesellschaft «tolerant» und «fortschrittlich».⁷ Statt sich gegeneinander ausspielen zu lassen, gibt es eine gute Zusammenarbeit und starke Solidarisierung, beispielsweise gab es letztes Jahr eine Pressemitteilung des Migrationsrates, in der erklärt wird, dass migrantische Selbstorganisationen Verantwortung übernehmen im Kampf gegen Homophobie und Trans*feindlichkeit.⁸

Community-Zusammenhalt und Solidarität

In den letzten Jahren haben wir eine immer bessere Vernetzung von Schwarzen, People of Color und (Post-) Migrantinnen in Deutschland erreicht und an vielen Punkten erfolgreich Kritik an (Alltags-) Rassismus und weißen Normen auf vielen Ebenen eingebracht, wie z.B. über Demonstrationen wie «Das Problem heißt Rassismus», die Debatten über Rassismus in Kinderbüchern, Kritik an der rassistischen Praxis des Blackfacing auf deutschen Bühnen oder das jährlich stattfindende Festival gegen Rassismus. Wir haben bereits viele gute Analysen, Kritik und Strategien erarbeitet, auf denen wir aufbauen können. Dazu zählen auch Bücher wie «Entfernte Verbindungen» in die wir miteinander teilen können. Community-Zusammenhalt und Solidarität sind Formen des Widerstands.

⁷ Yılmaz-Günay 2011; Haritaworn 2015

⁸ Pressemitteilung vom 17.05.2014:

http://www.migrationsrat.de/index.php?option=com_content&view=article&id=276:migrantinnenselbstorganisationen-uebernehmen-verantwortung-im-kampf-gegen-homophobie-und-transphobie&catid=4:pressemitteilungen&Itemid=4.



Rena Onat hat in Bremen außerschulische Kunstpädagogik und Gender Studies studiert und in Oldenburg Kunst- und Medienwissenschaften. Seit 2013 ist sie Doktorandin im Helene-Lange-Kolleg Queer Studies und Intermedialität: Kunst ¶ Musik ¶ Medienkultur an der Universität Oldenburg und promoviert zum Thema «Strategien des Widerstands, des Empowerments und des Überlebens in den Werken queerer Künstler_innen of Color im deutschen Kontext». Forschungsinteressen: Visual Culture Studies und Queer of Color Critique. Sie hat u.a. für die kestnergesellschaft hannover als freiberufliche Kunstpädagogin gearbeitet.

«Widersprüche aushalten, Solidarität mit Ziel und Tactical Softness»⁹

Saboura Naqshband

Ich beschäftige mich seit 2012 aktivistisch und akademisch v.a. mit anti-muslimischem Rassismus, arbeite zu der Intersektion von Geschlecht, Sexualität und Islam und halte regelmäßig Empowerment- & Antirassismus-Workshops.

Über die letzten Jahre habe ich viel Positives, aber auch Negatives an Erfahrungen im gemeinsamen Kampf gegen Rassismus, Heterosexismus, Ableismus und andere Formen von Unterdrückung, die uns täglich in der neoliberalen Gesellschaft begegnen, gewinnen können. Besondere Konflikte, die mir in den Sinn kommen, wenn ich an Struggles innerhalb der Community denke, sind z.B. der Generationenkonflikt, der auf der Femoco (Feminism of Color-Konferenz 2013) zwischen queeren Aktivist_innen und der älteren Generation Schwarzer und migrantischer Feminist_innen of Color deutlich wurde. Dieser Konflikt und ein Fehlen von Verständnis für- und Kommunikation miteinander beschränkt sich nicht nur auf die PoC-Szene, sondern auch auf einen Generationenaustausch zwischen *weißen* und of Color Feminist_innen und vielen anderen Gruppierungen unter «uns».⁹ In meiner Arbeit mit muslimischen Communities und Personen begegnete mir oft, wie auch von Seiten der Mehrheitsgesellschaft in inklusive *weißen*, linken Aktivist_innen - ein fehlendes Vertrauen gegenüber dem «People of Color»-Ansatz und/oder intersektionaler Antidiskriminierungsarbeit im Sinne einer verschränkten, ganzheitlich, kritischen Analyse von Race, Sexualität, Klasse, Geschlecht, etc.

Ohne im Detail auf die Konfrontationen unter den jeweils Betroffenen in dazu gehöre ich auch in einzugehen, zeigen mir diese Erfahrungen, dass wir noch einen langen Weg vor uns haben, wenn wir uns aus unserer ziemlich heftig unterdrückten Perspektive heraus erfolgreich solidarisieren und miteinander etwas in dieser Gesellschaft hin zu mehr Inklusion (und Revolution!) bewegen wollen; yani (Anm. d. Red.: *also*), mit anderen Worten: Wenn wir unser Potenzial an Zusammenhalt und Widerstandskraft nicht in der deutsch-deutschen Monopolarität und Einseitigkeit des Almanachland (Anm. d. Red.: *dieses Landes*) verpuffen lassen möchten.

Interne Differenzen, Strategien mit Ziel

Emily Ngubia Kuria bringt es in einem Networking-Workshop auf der «Vernetzt Euch!»-Konferenz an der Universität der Künste im Oktober dieses Jahres treffend auf den Punkt: «Was ich damit sagen will, ist, dass Differenzen eine unschätzbare Ressource darstellen können, wenn wir nur lernen, mit diesen Differenzen produktiv umzugehen.» Die Autorin von «eingeschrieben. Zeichen setzen gegen Rassismus an deutschen Hochschulen» (w_orten und meer, 2015) berichtet von ihren Erfahrungen als Dozentin an der Humboldt-Universität und gibt uns stärkende Tipps im Bezug darauf, wie wir behutsamer werden können in im Umgang mit uns selbst wie auch der Energie, die wir in die immer wiederkehrenden Aushandlungen von Differenzen fließen lassen. Auch wenn es für einige Leser_innen auf der Hand liegen mag: Sie empfiehlt, dass wir uns, anstatt uns gegenseitig zu boykottieren, auf unser gemeinsames Ziel von Empowerment und poli-

⁹ Mit «uns» meine ich hier all diejenigen Menschen, die progressiv anti-klassistisch, anti-rassistisch und anti-sexistisch arbeiten und arbeiten wollen.

tischem Widerstand fokussieren und «in inneren Frieden investieren»¹⁰, damit wir uns kollektiv nicht vom alltäglichen, rassistischen Normalzustand vereinnahmen und konsumieren lassen und diese *gesellschaftliche Entsolidarisierung* im schlimmsten Fall selbst wieder reproduzieren. Ein weiterer wichtiger Punkt nicht nur im Netzwerken, sondern auch im Bewegen einer Bewegung sei es, individuellen Anfeindungen untereinander Raum zu nehmen: «Lasst uns nicht Individuen bekämpfen und darüber den Fokus auf zielgerichtete Interventionen verlieren. Anschuldigungen und Individualisierungen von Diskriminierungsstrukturen spielen direkt hegemonialen Strukturen zu, welche gegen die Anwesenheit (teil-) diskriminierter Sprechpositionen in universitären Räumen arbeiten.» In vielen Fällen passiert es uns, dass wir genau dieser kolonialen «Teile- und Herrsche!»-Logik zum Opfer fallen – ob wir es beabsichtigen oder nicht. Dies trifft nicht nur auf ausschließlich akademische, sondern v.a. auch soziale, aktivistische und politische Räume zu.¹¹

«Calling In» und Community Accountability¹²

Vieles von der Herangehensweise und dem analytischen Vokabular für unseren Kampf um Befreiung und soziale Gerechtigkeit hier vor Ort ist direkt der Schwarzen Bürgerrechtsbewegung der USA und der daran anknüpfenden anti-rassistischen, anti-sexistischen und anti-klassistischen «People of Color»-Bewegung

¹⁰ «Frieden» bedeutet für mich hier auch Frieden als politische Vision: Solidarität und An-Teilnahme.

¹¹ An dieser Stelle seien auch die vielen, widerständig erkämpften Queer of Color Empowerment-Räume genannt; Dancefloors, Workshops und Festivals gleichermaßen.

¹² INCITE!-Women, Gender Non-Conforming and Trans People of Color* Against Violence definieren C.A. als gemeinschaftliche Verantwortung und prozesshafte Strategie, um Werte und Methoden zu entwickeln, die sich der internen Gewalt, wie auch der externen Unterdrückung von Communities of Color entgegenstellt.

geschuldet. Trotz der verschiedenen Disku(r)sionen um andere Selbstbezeichnungen wie «Kanaks» und pro und contra der Ausschlüsse, die solche Selbstbezeichnungen in verschiedene Richtungen produzieren können, lohnt es sich, einen Blick über den eigenen Tellerrand zu werfen, um etwas aus der langjährigen Erfahrung der dortigen PoC-Bündnisse zu lernen. Einer der heiklen Punkte, die mich und viele, die ich kenne, beschäftigen, ist der Umgang mit der sog. Praxis des «Calling Out»¹³, welches manchmal absolut notwendig ist, jedoch oft den schwierigen Beigeschmack von Schuldzuweisung und Strafe mit sich bringt; manchmal sogar *it and it hurts* in verbale und psychische (Gegen-) Gewalt umschlagen kann. Ich möchte betonen, dass wir nicht darum herumkommen können, werden oder wollen, Macht- und (deutsche) Herr(en)schaftsverhältnisse klar, dezidiert, und mit viel Donner und Krach an- und auszusprechen – dies ist vor allem in der Konfrontation mit der uns gegenüberstehenden, *weißen*, bürgerlichen, hegemonialen Mehrheit unabdingbar. Gleichzeitig bedeutet dies nicht, dass es nicht auch «sanftere» Formen des Widerstands im «Miteinander» der Individuen in unseren Communities gibt und geben sollte. Ohne ein «aufeinander Achten» und gegenseitiges Zuhören können wir keine solidarischen Bündnisse schaffen, die gezielt rassistische Strukturen abbauen und konkrete Privilegien und die massiven (!!) Ressourcen in diesem Land umverteilen!

Ng c Loan Trfn ruft auf blackgirldangerous.com zu einem solchen Miteinander in progressiven Bewegungen auf.

¹³ Die «Kultur des Calling Out» beschreibt das von Aktivist_innen und Organisator_innen oft gebrauchte öffentliche «Ausrufen» und Entlarven von diskriminierender Sprache und unterdrückendem Verhalten, welches von Personen mit sozialen Privilegien des Geschlechts, der Sexualität, Klasse, Staatsangehörigkeit, Behinderung, etc. ausgeübt wird.

«What happens when thousands of people who all <get it> come together and everyone knows something about <the work>? We lose all compassion for each other. All of it.

I witnessed all types of fucked up behavior and the culture that we have created to respond to said fucked up behavior.

Most of us know the drill. Someone says something that supports the oppression of another community, the red flags pop up and someone swoops in to call them out.»

Loan TrfN spricht davon, dass es natürlich sei, Fehler zu machen; dass diese vor allem dann wehtun, wenn sie in der Reihe der eigenen Leute passieren. Wenn wir jedoch diese Fehler begehen, ist es wichtig, sie im Dialog mit i nicht in der Abwesenheit von i den betreffenden Personen anzusprechen, unsere Werte und Ansichten klarzumachen, und einander mit Geduld und Anteilnahme, mit anderen Worten: im gemeinschaftlichen Sinne, zuzuhören. Dieser «Sinn für die Gemeinschaft» ist genau das, was mir in unserem politischen Zusammen-Sein und -Bewegen fehlt. Auch tut es weh, dass wir uns in dieser Hinsicht so schnell und einfach spalten lassen. Mit Loan TrfN Worten: «I want us to use love, compassion, and patience as tools for critical dialogue, fearless visioning, and transformation. (é) I want our movements sustainable, angry, gentle, critical, loving i kicking ass and calling each other back in when we stray.»

Wenn wir die Schwierigkeiten und Konfliktpunkte eines solchen *compassion-centered activism*¹⁴ im Auge behalten, und sorgsam mit ihnen umgehen i Stichwort «Community Accountability» i wird es überhaupt erst möglich, sich nicht von einem kolonialen Divide-and-Rule diktieren zu lassen, sondern Solidarität und Zusammenhalt auch in den schwierigsten Zeiten, wie es die gegenwärtige ist, zu unserer Stärke zu machen.

¹⁴ Einer der Core Values des queer-muslimischen *The Inner Circle* ist z.B. «[Al-ukhuwwa wal ittisaal] Engaging through compassion, understanding and Consciousness».

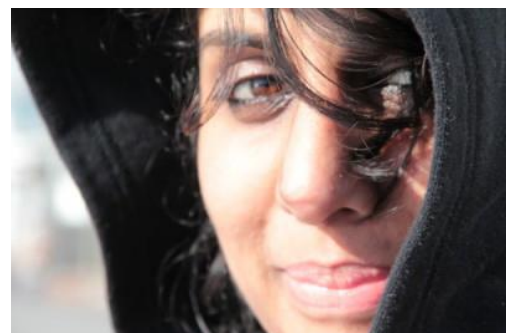
Auch wenn es etwas utopisch klingt i Freiheit bedeutet auch, aus einer Vielfalt von Strategien und Tools die eigenen Handlungsmöglichkeiten zu erspüren.

you do not have to be a fire
for
every mountain blocking you
you could be a water
and
soft river your way to freedom
too.

___options

nayirrah waheed

Saboura Naqshband, Jahrgang 86, studierte Arabistik und Politikwissenschaft an der School of Oriental and African Studies (SOAS), University of London, und schreibt zurzeit ihre Masterarbeit in der Sozial- und Kulturanthropologie zu «Feminist Body Politics in Post-Revolution Egypt» an der Freien Universität Berlin. Sie gibt regelmäßig Antirassismus- und Empowerment-Workshops, darunter u.a. einen Workshop für Queere Muslim_innen bei LesMigraS 2013, Antira-Trainings für angehende Referendar_innen mit ReachOut 2014 und Empowerment-Workshops für junge Muslim_innen und PoC beim Jugendtheaterbüro Berlin. Saboura arbeitet bei unserem Mitgliedsverein GLADT e.V. in der Erstberatung für queere Geflüchtete und Queers of Color, und zu den Themen Religion und Sexualität. Sie war diesjährige Teilnehmer_in der 13. Internationalen LGBTQI*-Muslim_innen Konferenz in Kapstadt/Südafrika der queer-muslimischen Organisation The Inner Circle von Imam Muhsin Hendricks.



Divide and Rule i Wer teilt, wer schweigt?

Schwarz Rund

«It is not our differences that divide us. It is our inability to recognize, accept, and celebrate those differences.» Audre Lorde

«Das wissen halt ganz, ganz viele nicht, es ist eure Verantwortung, es zu erklären!» Der Kaffee im Aufenthaltsraum meiner Werkstatt erkaltet in meinen frostigen Händen, jegliche Wärme zieht sich Richtung Bauch, die Extremitäten erkalten, beispielhaft wie bei einer Bilderbuch-Panikattacke.

Mit der Verletzung kommt die Verpflichtung, sie zu benennen, mit der Mehrfachpositionierung kommt die Verpflichtung, sich zu positionieren, mit der Politisierung kommt die unbezahlte Bildungsarbeit i der Community zuliebe, ganz freiwillig unfreiwillig.

«Wenn du diese Verletzung nicht mehr erfahren willst, dann musst du dir halt die Zeit nehmen es zu erklären!» Ich dachte, diese Satzkonstellation hätte ich mit der Kündigung hinter mich gebracht. Jetzt ist das Jahr 2015, seit neun Jahren bewege ich mich mehr oder weniger in separatistischen Gruppen: Schwarze Family, Queere Wahlfamilie und linksradikale Organisation, um meine Hoffnung zu nähren, weniger erklären zu müssen. Leider stellte es sich als vergeblich heraus, doch wo früher die Möglichkeit bestand, erzürnt aufzuspringen und sich Luft zu machen, ist nun nur noch ein mehrstimmiges Wispern zu hören: «Wenn du das jetzt benennst, dann, ja dann, wirkt wieder Divide and Rule, dann sagen wieder alle: «Ah, da haben wir's: alle Queers sind Rassisten» – oder: «Ah, da haben wir's: Linkssein heißt weiß sein» und «Alle Schwarzen sind trans*feindlich».

Jedes Aufbegehren, das nicht zu 100% auf Kosten der Verletzten geht, ist falsch, ist Divide and Rule und irgendwie nicht okay. Wenn es

da draußen auch nur eine Person gibt, die ein passendes Stereotyp bereit hält, sei lieber leise, es wird ja doch nur ausgenutzt. Community bedeutet, unbezahlt, ohne Rücksicht auf sich selbst, lehren und lieben!

Nur dass diese Community-Love potentiell nicht allen vergönnt wird, was bringt es mir, von *weißen* Queers geliebt zu werden und andererseits nicht akzeptiert zu werden, weil Schwarz, weil dick, weil pan? Wo genau steckt der Rückhalt in der Linken für mich, wenn am Ende des Tages genau diese meinen Vater mit Platzhaltern für das N-Wort bezeichnen, der *Hilfe* braucht, um in diesem *weißen* Land anzukommen. Wo genau ist die Sicherheit in der Schwarzen Hetero-Cis-Community, wenn meine Identitäten nur geduldet, aber nicht verstanden, ignoriert, aber nicht geliebt werden? Jede Kritik an einer Community kann als Divide and Rule gelesen werden, ein immer erfolgreiches Totschlagargument. Sie kann aber auch als das wahrgenommen werden, was sie ist. Das ehrlichste Liebesgeständnis, das ein Mensch zu geben imstande ist, denn wenn ich mein Wissen, meine emotionalen Ressourcen, meine Hoffnung und meine Zeit investiere, um zu kritisieren, dann muss das Objekt der Kritik mir am Herzen liegen. Wir Mehrfachdiskriminierten selektieren stark, was wir kritisieren, und am Ende des Tages ist unsere Kritik immer eine Form von Anerkennung: Ich weiß um die Bedeutung dieser Community, deswegen erkämpfe ich mir mit Schweiß und Tränen meinen Platz in ihrer Mitte, deswegen lehre ich ohne Bezahlung, deswegen ertrage ich Verletzungen.

Meine kleine Seifenblase beschützte mich davor zu realisieren, dass nicht alle Menschen

queer groß gezogen worden sind, meine Vergangenheit, in der vieles unausgesprochen dekonstruiert war, ließ die Seifenblase ganz, trotz all der Stiche, bis zu diesem Sommer. Doch dann kam das Wochenende des Jahres, drei Tage Urlaub von der Mehrheitsgesellschaft. Sie sitzt vor mir, ist mindestens 20 Jahre jünger als die wichtigen Erziehungspersonen in meinem Leben, die bei den Wörtern «Mann» und «Frau» nur müde anfangen zu kichern. Sie erklärt mir, dass binäre Klos wichtig sind und viele, viele Funktionen des Raumes Klo, nur binär lebbar seien. Sie erklärt mir, dass es halt alles ganz neu für alle sei und dass die Mode «Trans oder_und queer zu sein» ältere Leute verwirre. Und auch die Kinder, und überhaupt Klassismus. Ich wüsste das ja alles nur wegen meiner klassistischen Privilegierung. Auch Trans*sein ist irgendwie Klassenprivileg, klingt im Unterton mit, so Menschen wie sie, die könnten das schon lernen. Aber eben nicht i ja, wer eigentlich? Das reproduzierte Bild des armen bildungsfernen Afrikaners schwirrt über unseren Köpfen, und mir wird mit jeder Sekunde schlechter. Ich denke an all die Geschwister auf dem Kontinent, dank derer ich lernen durfte, dass Genderbinarität ein koloniales neues Konzept ist, eben eine Mode, die sich als schon immer dagewesen verkaufen will. Ein bisschen referiere ich darüber, wie problematisch ihr Konzept von Klasse ist, wie die Situation im Bezug auf Trans* und queer Personen diesbezüglich ist, dass etwas nicht wissen auch Privileg sein kann, weil es eben keine Notwendigkeit gab, etwas zu lernen, da mensch innerhalb der eigenen Community die konstruierte Norm ist. Ich denke im Stillen daran, dass die Trans*personen, die gerade Zielscheibe ihrer Abwertungen werden, im Bezug auf Klasse schlechter gestellt sind als sie, dass Schwarze Trans*-Geschwister in allen Klassen ermordet werden, und #blacklivematters zu selten gefolgt ist von #blacktranslivematters.

Im Sekundentakt rattert sie runter, wie sehr sie mich unterstützen wolle, ihn ja trotz seiner

Identität schätze, und beendet doch jeden Satz mit «Es ist halt was Neues.»

Auf einmal steht ein neuer Satz im Raum: «Wirkliche Geschlechter und falsche», und dass dies halt für Kinder nicht wichtig sei. Dass solche ja nie Eltern wären, ich fühle, wie meine Ränder sich auflösen, ich verschwinde in ihrer Definition von Existenz und Wirklichkeit.

Bin nicht mehr, war nie.

An uns vorbei drängen sich andere Kids queerer und Trans*-Eltern, alle nur Einbildung. Alle nur neu, gerade entschlüpft, um ihr den wichtigen Raum Klo streitig zu machen mit ihrer überzogenen Forderung, Mensch sein zu dürfen.

Nachts schleiche ich mich aus meinem Zimmer, höre das Rascheln, eine Frau, letztes Jahr noch Teil der queeren Arbeitsgruppe gewesen, dreht sich erschrocken zu mir um, in ihrer Hand zerknittert gerade das Blatt, auf das Kinder «All Genders» gestempelt haben. Ihre Schulter rammt die meine, ich verharre. Ich begreife erneut, dass lesbisch nicht queer heißt, dass Community manchmal nur fordernde Liebe der Privilegierten heißt und Kälte gegen jene, die Anerkennung fordern.

Vor mir prangt nun wieder das Genderschild, das Lisa Simpson darstellt, zum dritten Mal, nun auf frischer Tat ertappt, nun habe ich seine Rückkehr erlebt. Ich sollte erklären, lehren, aufklärend das Gespräch suchen und mit meiner Ruhe überzeugen, doch stattdessen reiße ich die Gender-Lisa ab, werfe sie in den Mülleimer des Bades, dort liegen zerknüllt weitere Kartoffelstempelschilder. Wenigstens weiß ich jetzt, warum meine Extremitäten kalt sind, Panik nun auch an diesem Ort, der Wärme versprechen will.

Danach sitze ich zu Hause, danach ist immer auch davor, schreiben andere freudig, die in diesem Zusammentreffen das erste Mal Ruhe gefunden haben. Danach ist immer auch davor, also muss ich benennen, welche Aus-

schlüsse passiert sind, aber da sind eben auch die *weißen* Mitlesenden. Da ist eben auch Divide and Rule. Da ist eben auch die Angst, Stereotype zu füttern. Also lösche ich alles Geschriebene, zog mich zurück, leckte die Wunden nur innerhalb der Sub-Sub-Community, versteckte mich bei queeren Geschwistern, stärkte andere und stärkte mich. Aber es reichte nicht, mir schwirrte weiterhin der Anspruch des Lernens und Lehrens im Kopf herum, warum wird in Communitys immer gefordert, dass eben jene, die verletzt wurden, lehren sollen, diese aber nie entscheiden dürfen, durch Öffentlichkeit zu lehren? Warum ist die Schuld des Divide and Rule in allen Communitys nicht bei jenen, die durch Rassismus, Colorism, Anti-Queerness, Transfeindlichkeit, Sexismus, Klassismus etc. Menschen ausschließen, sondern immer bei jenen zu suchen, die diese Ausgrenzungen benennen, um das eigene Überleben in der Gesellschaft und Community zu garantieren? Wie lange ist Divide and Rule noch das tragende Argument, um Ausschlüsse in unserer Community unbenannt

zuzulassen? Wie lange bleibt das weiße/binäre/hetero/konservative Subjekt die Handlungsgrundlage für unseren Umgang miteinander?

Nie habe ich mich so sehr aufgenommen gefühlt in der queeren BPoC-Community wie nach diesem Sommer, nie so ausgeschlossen von u.a. weißen monosexistischen Queers. Die Seifenblase, in der ich Teil vom Wort Queer in diesem Land bin, ist zerplatzt zwischen Rassismus und Monosexismus. Die Worte Liebe und Familie weiterhin beschreibend für meine Schwarzen Communities, aber nun bitter im Rachen, hoffnungsvoll auf der Zunge und un_sicher im Wort.

«Es wird sich ändern», sag ich, und hoffe auf Zustimmung von dir. «Das wird es», sagst du, und ich nicke unmerklich. Community ist auch dieser Moment mit dir, spüre ich im Stillen. Wir beide geben uns Raum und erkennen, akzeptieren und zelebrieren ein_ander im Anders, Audre wäre stolz auf uns gewesen.



© Ina Müller

SchwarzRund ist Blogger*in, Aktivist*in, Studierende und Mitglied der ISD (Initiative Schwarze Menschen in Deutschland) und von Black Queer. Sie referiert und führt Workshops durch zu Diskriminierungen innerhalb von Communitys, poetisiert und streitet gegen Normen und Ausschlüsse.

Sie hat cis-Privilegien, positioniert sich als queer fat black latin@ und ist neurodivers. Im folgenden Essay umrahmt sie Geschehnisse des letzten Jahres in Communitys mit ihrer Perspektive und benennt Ausschlüsse, die auch in Safer Spaces unterdrückter Gruppen reproduziert und manifestiert werden.

Kritik an der Gesellschaft bedeutet auch Kritik an sich selbst. II Die Rolle von «Communities» beim Festival gegen Rassismus.

Zerrin Günek und Nadiye Ünsal

Zwischen dem 4. und 6. September 2015 fand zum dritten Mal das Festival gegen Rassismus auf dem Blücherplatz in Kreuzberg statt. Als wir uns 2012 für das erste Festival zusammengefunden hatten, stand die Vernetzung von Menschen und B/POC-Communities, die Rassismus erfahren, an erster Stelle. Wir entschieden uns für das Format «Festival», weil es ein alltagsorientiertes Setting bietet, um sich über Rassismus und die Erfahrungen damit auszutauschen sowie Strategien dagegen zu entwickeln. Demonstrationen und dergleichen sind unserer Meinung nach nicht immer geeignete Formate, damit sich verschiedene Menschen zu diesem sensiblen Thema angesprochen fühlen. Außerdem wollten wir mit dieser Idee selbstbestimmt agieren und nicht wie so häufig auf den rassistischen Wahnsinn reagieren.

Eines der wichtigsten Ziele war es, in communityübergreifend in kritische Positionen und Perspektiven über Rassismus sichtbar zu machen und als Grundlage für eine weitere Vernetzung zu nutzen. Dieses Wissen voneinander, Solidarisierung und gemeinsame Strategien im Kampf gegen Rassismus sind uns sehr wichtig: Unsere Erfahrungen sind im öffentlichen Diskurs in Deutschland eine Randerscheinung, deshalb brauchen wir community-übergreifende Allianzen, um den weißen deutschen (humanitären) Paternalismus sowie die mehrheitsgesellschaftliche Hegemonie zum Thema zu durchbrechen. Das Festival gegen Rassismus verstand sich daran orientiert immer schon als Ort des selbstorganisierten Widerstands und als emanzipatorische Gegenöff-

entlichkeit zu den rassistischen Zuständen in Deutschland.

Soweit so gut, die Theorie hört sich immer einwandfrei an, doch was konnten wir mit dem Festival praktisch wirklich erreichen? Die Selbstorganisation von Menschen, die von Rassismus betroffen sind, ist unabdingbar. Sie ist notwendig, um Politik jenseits von mehrheitsgesellschaftlich gängigen Opfer-Täter_innen-Dichotomien oder Täter_innen-Ikonisierung zu machen. Diese Politik hat nicht Opfer und Betroffene von Rassismus im Blick, sondern arbeitet sich eher an (rechtsextremen) Einzelfällen ab. Es geht also nicht darum, Rassismus als systematisches Unterdrückungsverhältnis zu verstehen. In der Praxis jedoch spielen auch bei uns in der Festival-Organisationsgruppe Bevormundung und Hierarchien verschiedenster Art eine enorme Rolle, vor allem, was die Entscheidungsfindung und den Umgang untereinander betrifft.

Ein Beispiel, das uns da in den Sinn kommt, ist u.a. eine lange Auseinandersetzung darüber, wer wie in der Orga-Gruppe gesellschaftlich positioniert ist und welche Rolle weißpositionierte Personen auf dem Festival haben sollen. Der Versuch, diese Machtverhältnisse in der Orga-Gruppe kenntlich zu machen, scheiterte 2013 in erster Linie aufgrund unterschiedlicher Analysen zu Rassismus. Die Kontroverse entstand dabei nicht klassisch entlang mehrheitsgesellschaftlicher versus unterdrückter Positionen, sondern unter Personen, die sich teilweise derselben Community

zugehörig fühlten. Die Auseinandersetzung um Positionierungen und Selbstbezeichnungen führen wir einerseits auf den herrschenden Generationenkonflikt sowie auf das fehlende Wissen um Perspektiven anderer Communities zurück – andererseits aber auch auf den schwierigen persönlichen Umgang miteinander. Ging es dem einem Teil der Orga darum, die politische Repräsentation von Schwarzen und of Color-Perspektiven in den Inhalten des Festivals wiederzusehen, gab es wiederum andere Stimmen, die den Kampf gegen Rassismus und Allianzen mit der weißen-deutschen Mehrheitsgesellschaft darüber stellen wollten. Doch trotz heftiger Diskussionen und Verletzungen stellten wir das Festival gegen Rassismus 2013 auf die Beine. Es wurde wieder ein empowerndes Miteinander mit vielen progressiven Diskussionen, Kunst, spontanen Inputs auf der Bühne, Aktionen

Viele Leute aus verschiedenen Communities haben dies bedauert und kamen auf uns zu. Gleichzeitig finden die rassistische Hetze, die Kriminalisierung bestimmter Schwarzer und of Color-Communities, Zustände wie in den 90'ern Jahren vor Geflüchtetenlagern und rechtsextreme, rassistische Mobilisierung in Deutschland 2015 erneut ihren schmerzhaften Höhepunkt. Dies alles ließ natürlich auch die Festival-Orga-Crew nicht kalt. 2015 sollte erst recht ein Festival gegen Rassismus – ein Festival für uns und gegen all die Schikanen und den Hass stattfinden. Die gemeinsame Festivalerfahrung sowie die Hoffnung, wieder solidarisch und respektvoll miteinander sein zu können, brachten uns 2015 wieder an den Plenumstisch. Die mühsamen Auseinandersetzungen waren jedoch noch zu präsent. Erschwerend kam hinzu, dass die Kapazitäten unterschiedlich gelagert waren, sodass sich eine Gruppe, die auch Teil des Konflikts war, zurückzog.

Für uns beide war dies eine sehr schmerzvolle und enttäuschende Erfahrung. Auf der einen Seite für eine andere Gesellschaft zu kämpfen, den Anspruch zu haben, eine Plattform bieten zu wollen, die Kämpfe und Communities ver-

netzt, und auf der anderen Seite zu merken, dass – trotz vieler Gemeinsamkeiten – unterschiedliche Analysen uns so uneinig und so kompromissunwillig machen. Das war eine harte Erkenntnis. Vieles von all dem führen wir trotzdem mehr auf persönliche Konflikte und Verletzungen zurück, und weniger auf unverhandelbare politische Positionen.

Es ist interessant zu erkennen, dass allein die Tatsache, Teil einer gemeinsamen Community zu sein, nicht immer ausreicht, um sich ohne Hürden gegen Rassismus zu organisieren. Es kann in solchen Situationen oft besser sein, solidarisches Feedback und Kritik aus anderen Communities zu bekommen. Wir denken, dass solch eine legitime Kritik viel mit den Diskussionen und vielleicht auch im Umgang miteinander gemacht hätte.

Aber auch trotz dieses Verlusts gingen wir in die Vorbereitungen des Festivals 2015. Neue und sehr starke Menschen – aus verschiedenen Communities – kamen dazu. Natürlich hatten sie diesen Konflikt nicht mitverfolgt, sie konnten jedoch die subtilen Auswirkungen auf unsere Moral und Motivation spüren. Sie waren toll und haben denen, die zum dritten Mal das Festival organisiert haben, bis zum Ende der Vorbereitungsphase sehr viel Kraft gegeben!

Hier sollte erwähnt werden, dass das Festival gegen Rassismus dieses Jahr ganz besonders auf die Probe gestellt wurde: Durch den schwelenden alten Konflikt, die Schikane des Bezirks (lange keine Genehmigung für Anmeldung, keine Erlaubnis für Zelte, viele unnötige Auflagen) und die unhaltbaren Vorwürfe von (Anti-) deutschen Gruppen. Intern haben wir uns dennoch nicht von all diesen Reaktionen zermürben lassen und haben unser Ziel nicht aus dem Blickfeld verloren. Zuspruch und Solidarität von außen bzw. anderen Communities kam während der Festivalvorbereitungsphase erstaunlicherweise wenig bei uns an – auch waren wenig Menschen dazu bereit, Kapazitäten für das Festival aufzuwenden. Wir glauben, dass das nicht nur mit den zu dem Zeitpunkt

eskalierenden Zuständen an der Lageso zu tun hatte. Trotzdem bleibt die fehlende Solidarität als Fragezeichen in unseren Köpfen bestehen. Auch an dieser Stelle tausend Dank, an diejenigen Menschen, die vor Ort geholfen und/oder Schichten übernommen haben!

Das Festival war dieses Jahr für uns eine Zerreißprobe, doch auch wenn wir politischem Boykott und strömendem Regen ausgesetzt waren, haben wir es trotz alledem hinbekommen, einen Ort für progressiven Austausch und Vernetzung zu schaffen. Zu sehen, dass wir in der Gruppe trotz aller Schwierigkeiten zusammengehalten haben und an der Notwendigkeit eines Festivals gegen Rassismus nicht gezweifelt haben, macht uns Mut.

Rückblickend können wir sagen, dass sicherlich auch neue Communities und frischer Input, am Ende dafür gesorgt haben, dass wir in trotz vieler Hürden dieses Jahr in das Festival gemeinsam und erfolgreich aufgebaut haben.

Das Format «Festival», die inhaltliche Ausrichtung bzw. Repräsentation von Perspektiven Betroffener, die Involvierung von Menschen mit Rassismuserfahrungen und die radikale Kritik an gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnissen müssen weiter von uns in «grenzenlos und unverschämt» in die Öffentlichkeit gebracht werden! Community-übergreifende Aktionen und Vernetzung sind nicht nur ein starkes Zeichen an die weiße deutsche Mehrheitsgesellschaft, sondern auch ein wichtiges Feedback für den in nicht herrschaftsfreien in Umgang miteinander.

Dieser kleine Beitrag kann gerne auch als Appell an alle antirassistisch aktiven Communities, Gruppen und Einzelpersonen gelesen werden. Auch wenn viele in ihre eigene «Communityarbeit» eingebunden sind, sollten wir uns die Zeit nehmen zusammenzukommen, uns selbst zu organisieren: denn die Randerscheinung sind nicht irgendwelche Rechtsextremen, sondern wir. Dies ist auch eine Notiz für uns: Lasst uns schauen, was uns verbindet, statt nach Grenzen zu suchen.

Zerrin Günek ist Arbeiter_innenkind und Diplom-Politologin. Sie versteht sich als antirassistische Aktivistin und ist sowohl beim Festival gegen Rassismus als auch beim Bündnis gegen Rassismus von Anfang an dabei. Außerdem ist sie in anderen antirassistischen und internationalistischen Kontexten aktiv. Zurzeit arbeitet sie mit zwei wunderbaren Frauen an einem Dokumentarfilm, der unterschiedliche antirassistische Widerstandsgeschichten von Menschen mit Rassismuserfahrungen in diesem Land nachzeichnet.



Nadiye Ünsal ist seit 2012 im Bündnis Festival gegen Rassismus aktiv. Außerdem schneit sie gerne mal beim Bündnis gegen Rassismus rein. Den Rest der Zeit ist sie im NoBorder-Umfeld involviert. Sie hat Kulturanthropologie und Politik studiert. Zur Zeit dreht sie gemeinsam mit Zerrin und einer weiteren Genossin an einem Dokumentarfilm über den Widerstand gegen Rassismus von Menschen, die von Rassismus betroffen sind.

Exkurs zum Festival gegen Rassismus Germany is Burning/Deutschland Brennt! (Eng./Dt.)

Mai Zeidani Yufanyi

Europe is burning, from the borders to the center. With its central fiscal position and its contra logical approach to austerity and militarization, Germany is orchestrating it, as the leader of European internal and border politics.

Germany is burning just as much. At the same time that Angela Merkel is showing her compassionate side and people are organizing charity projects and welcoming parties for the refugees that succeed to survive the long road, the amount of racist and xenophobic crimes is rising and the numbers of arson attacks on refugee camps and homes is the highest in the past 20 years. Those are probably a couple of rotten apples, I am sure, and then again what can account for the tightening of the asylum laws? The reversing of the achievements the refugee struggle had in the last decade is not a coincidence, the re-implementation of a tight Residenzpflicht (residency limitation), the food and goods voucher system and a reduction in social benefits for refugees with no legal permission to work is all a closely planned attack on our humanity. It is an attack against Black and POC regardless to our legal status in Germany. Criminalization rubs off and poor conditions lead to criminalization. And let's not be fooled by the fact it is targeting *only* refugees fleeing death and suffering, it will all come back to the weaker classes of this country, with or without citizenship, Black, POC and *white*.

It is with this background that the RefRat of the HU has decided not to support the festival against racism, neither with money nor with infrastructure. They did not take this decision because they are *only* allowed to support academic student projects; no; they took this decision because of the Palestine-Israeli conflict.

At least so it states in the numerous mails they sent to the organizing members of the festival. The reason that was given was the one sided position against Israel.

Actually Israel is burning as well. There is only so much people can take, before they blast. Tens of dead on the Palestinian side in the last two weeks, Children throwing stones getting arrested, beaten and tortured, Girls going to buy bread detained for tens of hours without informing their parents. People are attacking people on the streets, Jews attacking other Jews for *flooding* Arab *Israel* racism is biting back.

But that is not the issue. The issue is that in times when in a continent all hell breaks loose, when people running away from war are facing tear gas and arrests, when children are suffering of wounded feet because they had to walk for kilometers on end to make it to the promise land of Germany, some in the *left* find it legitimate to pull up another front and object to an event dedicated to antiracist work fighting the growing fascism in Europe in general and Germany in particular; In the name of the fight against anti-Semitism? The audacity!

Anti-Deutsche are the new white supremacists. The notion that a white, privileged person in Germany really thinks he knows better what is good for my homeland or for my fight against racism is disturbing on the one hand and not very surprising on the other. It is not new that white knowledge, also when factually wrong, is considered more valuable. A whole system of exploitation and underdevelopment is resting on the assumption that the Black/POC *subject* is just not capable of taking care of itself.

Anti-Deutsch is a movement which sprang out of the left after the reunification of West and East Germany in the early 90 of last century, as a reaction to the high levels of Anti-Semitism thereafter and the national and nationalist sentiments it awakened in the hearts of the German people. The start might have been left in those days but the connection to antiracist, antifascist principals loosened quite fast if the sole principal one can see in their work is the anti-Muslim racism, and, in fact, anti-Semitism just as much. Allying yourself with the racist and fascist right wing of Israeli politics has nothing to do with the principals I consider left.

Racism produces subjects outside of its own imagined humanity. Whether this outside is a flatter intelligent one, a more violent one, a flatter one or a not capable of being racist/fascist/cruel and only protecting their right to the land one, makes little difference.

This is a sad story about how Karl Kraus was right when he said, "some things are so wrong that even their complete opposite is not right". It feels so futile to talk about peace, mutual respect, human and civil rights. We live in obscure times, we do.

One can only confirm, left wing or right wing, it's still the same bird. It is a pity that the subal-

tern has not been able to dictate its own set of benchmarks and blueprints to lead its own politics and to depart from the parameters that keeps us in the morphology of the bird.

Mai Zeidani Yufanyi is an activist with the Caravan for the rights of refugees and migrants and is currently writing her MA about racism in the German police. She is a mother of two and a strong advocate of a one state solution for her homeland.



Europa brennt, von den Grenzen bis in die Mitte. Mit seiner zentralen fiskalischen Position und seinem gegenlogischen Ansatz gegenüber Kargheit und Militarisierung ist Deutschland dabei, dies zu orchestrieren, als Führer europäischer interner und Grenzpolitik.

Deutschland brennt genauso. Während Angela Merkel ihre mitleidige Seite zeigt und die Bevölkerung Wohlfahrtsprojekte und Willkommensparties für Geflüchtete organisiert, die es schaffen, den langen Weg zu überleben, steigt

gleichzeitig die Menge rassistischer und xenophobe Straftaten, und die Zahl der Brandanschläge auf Flüchtlingslager und -heime ist die höchste Zahl in den letzten 20 Jahren. Dies sind wahrscheinlich ein paar faule Äpfel, nehme ich an, aber was kann auf der anderen Seite die Verschärfung der Asylgesetze begründen? Die Umkehrung der Errungenschaften, die der Flüchtlingskampf im letzten Jahrzehnt hatte, ist kein Zufall, die Wiedereinführung einer engen Residenzpflicht, das System der Sach- und Lebensmittelgutscheine und die

Verringerung der Sozialsätze für Geflüchtete ohne legale Arbeitserlaubnis, das alles ist ein durchgeplanter Angriff auf unsere Menschlichkeit. Es ist ein Angriff auf Schwarze Menschen und People of Color ungeachtet unseres rechtlichen Status in Deutschland. Kriminalisierung färbt ab, und schlechte Bedingungen führen zu Kriminalisierung. Und man lasse sich nicht von der Tatsache täuschen, dass dies alles sich nur gegen Geflüchtete richtet, die vor Tod und Elend fliehen, es wird auf die schwächeren Klassen dieses Landes zurückschlagen, mit oder ohne Staatsbürgerschaft, Schwarz, People of Color und weiß.

Vor diesem Hintergrund hat der RefRat der HU beschlossen, das Festival gegen Rassismus nicht zu unterstützen, weder mit Geld noch mit Infrastruktur. Sie haben diesen Beschluss nicht gefasst, weil sie nur akademische studentische Projekte unterstützen dürfen, nein; sie fassten diesen Beschluss wegen des Palästina-Israel-Konfliktes. Wenigstens ist das die Aussage in den zahlreichen Mails, die sie an die Organisationsmitglieder des Festivals verschickten. Als Grund wurde die einseitige Position gegen Israel genannt.

Tatsächlich brennt Israel ebenfalls. Die Leute können nur soviel ertragen, bevor es zum Knall kommt. Dutzende von toten Palästinenser*innen in den letzten zwei Wochen. Mädchen, die Brot kaufen wollen, für mehr als zehn Stunden festgehalten, ohne dass ihre Eltern informiert werden. Leute greifen auf den Straßen Leute an, Juden greifen andere Juden an, weil sie arabisch aussehen – Israels Rassismus schlägt zurück.

Das ist aber nicht das Thema. Das Problem ist, dass in Zeiten, wenn auf einem Kontinent die Hölle losbricht, wenn Leute, die vor dem Krieg davonlaufen, auf Tränengas und Festnahme treffen, wenn Kinder wundere Füße bekommen, weil sie kilometerweit laufen müssen, um das gelobte Land Deutschland zu erreichen, Teile der Linken es legitim finden eine andere Front zu öffnen und eine Veranstaltung ablehnen,

die antirassistischer Arbeit gewidmet ist, die den wachsenden Faschismus in Europa generell und in Deutschland im besonderen bekämpft. Im Namen des Kampfes gegen Antisemitismus? Welch Unverschämtheit!

Anti-Deutsche sind die neuen *weißen* Herrschertypen. Die Annahme, dass eine *weiße*, privilegierte Person in Deutschland tatsächlich meint, besser zu wissen, was für mein Heimatland gut ist, oder für meinen Kampf gegen Rassismus, ist verstörend auf der einen aber auch nicht überraschend auf der anderen Seite. Es ist nicht neu, dass *weißes* Wissen, auch wenn es faktisch falsch ist, als wertvoller angesehen wird. Ein ganzes System von Ausbeutung und Unterentwicklung basiert auf der Annahme, dass der Schwarze/PoC Untertan einfach nicht in der Lage ist, auf sich selbst aufzupassen.

Anti-Deutsch ist eine Bewegung, die aus der Linken nach der Wiedervereinigung von West- und Ostdeutschland in den frühen 90er Jahren des letzten Jahrhunderts entsprungen ist, als Reaktion auf die hohe Rate des Antisemitismus danach und die nationalen und nationalistischen Gefühle, in den Herzen der deutschen Bevölkerung wachrief. Der Anfang war vielleicht damals links, aber die Verbindung zu antirassistischen, antifaschistischen Prinzipien lockerte sich sehr schnell. Vor allem wenn das einzige Prinzip, das man in ihrer Arbeit sehen kann, anti-muslimischer Rassismus ist und damit, faktisch auch genauso Antisemitismus. Sich mit dem rassistischen und faschistischen rechten Flügel israelischer Politik zu verbünden hat nichts mit den Prinzipien zu tun, die ich als links ansehe.

'Rassismus produziert Subjekte außerhalb einer eigenen imaginierten Menschlichkeit. Ob dies Außen ein Weniger intelligentes, ein Gewalttätigeres, ein Aulesóist oder eins, das nicht fähig ist, rassistisch/faschistisch/grausam zu sein und nur sein Recht auf das Land schützt, macht kaum einen Unterschied.

Dies ist eine traurige Erzählung darüber, wie Karl Kraus zu recht sagte, „einige Dinge sind so falsch, das sogar ihr komplettes Gegenteil nicht richtig ist“

Es fühlt sich so vergeblich an, über Frieden, gegenseitigen Respekt, Menschen- und Bürgerrechte zu sprechen. Wir leben in düsteren Zeiten, wirklich.

Man kann nur bestätigen, linker oder rechter Flügel, es ist alles dieselbe Gattung. Es ist schade, dass der/die Subalterne nicht in der Lage gewesen ist, seinen/ihren eigenen Satz von Maßstäben und Blaupausen zu diktieren, um seine/ihre eigene Politik durchzusetzen und von den Parametern wegzukommen, die uns in der Morphologie der Gattung festhalten.

Mai Zeidani Yufanyi ist Aktivistin bei der Karawane für die Rechte von Flüchtlingen und Migrant_innen und schreibt derzeit an ihre Masterarbeit zu Thema Rassismus in der deutschen Polizei. Sie ist Mutter zweier Kinder und ein starke Verfechterin der Einstaaten-Lösung in ihrem Heimatland.

No, But Seriously: What Is Community?

Jaya Chakravarti

Während der Vorbereitungen für das Cutie.BPoC Festival dieses Jahr ist das erste Festival in Berlin von und für Queer_Trans_Inter Schwarze Menschen & People of Color ist haben ich und die anderen im Orga-Team dauernd von «Community» und «Community-Arbeit» gesprochen. Aber was heißt das genau?

Unsere Communities sind nicht selbstverständlich da, sondern wir sind immer aktiv dabei, sie (auf) zu bauen und zu festigen. Manchmal rücken wir enger zusammen, manchmal jedoch distanzieren wir uns voneinander. Es gibt Momente, in denen wir es schaffen, zu uns selbst zu stehen und trotzdem weiter in Beziehung mit anderen zu bleiben. In solchen Momenten merke ich, wie wichtig Communities sind – sie können uns tatsächlich an den Punkten weiterhelfen, an denen wir es allein nicht schaffen. Gleichzeitig passiert es allerdings auch, dass wir vergessen, aufeinander zu achten, dass wir gegeneinanderstoßen und Menschen aus «unserem Kreis» verlieren. Dann kommt es mir so vor, als würden wir uns als Community nicht gegenseitig unterstützen, sondern eher dafür sorgen, dass wir uns voneinander distanzieren. Auf solche Situationen folgt dann eine Phase, in der wir uns davon erholen müssen. Und dennoch: trotz Verletzungen hören wir nicht auf, sondern formen neue Konstellationen und bauen stets und immer wieder an einer Community weiter.

Ebenso sind Queer_Trans_Inter Schwarze Menschen & People of Color nicht selbstverständlich da, sondern wir kämpfen dafür, überhaupt sein zu dürfen. In den meisten Räumen, in denen wir uns bewegen, wird uns z.B. entweder unser Queersein oder unser Schwarz- oder PoC-Sein verweigert. Die Möglichkeit, uns selbst mit allen Facetten kennenzulernen,

wird uns kaum erlaubt. Uns fehlt der Raum, einfach (mit) uns selbst zu sein. Aber wir brauchen dringend Raum für genau das – um das eigene Queersein zu leben, das eigne Schwarzsein oder PoC-Sein zu genießen, ohne es verteidigen oder jemandem erklären zu müssen. Der Wunsch, einen solchen Raum zu schaffen, war meine Motivation, das Cutie.BPoC Festival ist spezifisch für Queer_Trans_Inter Schwarze Menschen und People of Color ist dieses Jahr mit zu organisieren.

Anfang Dezember 2014 kamen viele Menschen zu einem gemeinsamen Treffen, um ein erstes solches Festival in Berlin zu planen. Mit ungefähr zwanzig Personen im Orga-Team war die Vorbereitung nicht unkompliziert, aber nach vielen Monaten intensiver Arbeit fand das Festival Ende Juli 2015 statt. Die drei Tage des Festivals waren sehr gut besucht, mit ca. zweihundert Teilnehmer_innen, viele davon aus Wien, London, und anderen Städte innerhalb und außerhalb Europas. Workshops zu diversen Themen wurden angeboten, unter anderem Selbstfürsorge, Queere Muslim_a, Kreatives Schreiben, Safer Sex, Queerness und Alter, Bharatanatyam, und eine Kitchen Table Conversation zu Jin Haritaworns Buch «Queer Lovers and Hateful Others». Auch Filme, Spoken-Word-Performances und Partys mit Live-DJ_anes waren Teil des Programms und wurden zahlreich besucht. Die Atmosphäre war locker und gemütlich, gleichzeitig fand sehr viel Austausch und Vernetzung statt.

Nach dem Festival wurden sowohl kritisches Feedback als auch viele sehr schöne Rückmeldungen an das Orga-Team herangetragen. Viel Kritik kreiste darum, dass wir in Zukunft auf verschiedensten Ebenen auf Barrierefreiheit achten müssen. Ich finde die Kritik völlig berechtigt, denn wenige unserer Räume waren

rollstuhlzugänglich, und unsere Angebote waren hauptsächlich englischsprachig mit wenigen Übersetzungsstrukturen. Obwohl wir uns in der Vorbereitung viel mit Barrierefreiheit auseinandergesetzt haben und viel Energie reingesteckt haben, um andere Räume, Dolmetscher_innen, usw. zu organisieren, hat am Ende vieles nicht geklappt. Da stellt sich dann die Frage: Wer ist Teil unserer Community und wer nicht? LesMigraS veröffentlichte letztes einen wunderbaren Text zum Thema inklusive Zusammenarbeit, in dem ein wichtiger Hinweis zu diskriminierungsarmer Veranstaltungsplanung steht: Bei Veranstaltungen, in denen es um Identität geht, werden meistens ein oder zwei Merkmale ins Zentrum gestellt – in diesem Fall Homophobie, Transphobie und Rassismus. Dabei fallen aber alle anderen Diskriminierungsmerkmale, wie z.B. körperliche und geistige Beeinträchtigungen, Klassismus, Sprachnormen, Körpnormen, usw. unter den Tisch. Diejenigen, die von Homophobie und Rassismus betroffen, aber auf anderen Ebenen privilegiert sind, bestimmen dann die Inhalte der Veranstaltung, fühlen sich wohl und können überall teilnehmen. Aber die Bedürfnisse derer, die von weiteren Diskriminierungsformen betroffen sind, werden nicht immer berücksichtigt. Der LesMigraS-Text ist hauptsächlich an weiße oder hetero Veranstalter_innen gerichtet, die ihre Räume für Schwarze & PoC oder Queere Menschen öffnen wollen. Ich finde diesen Ansatz auch für uns als Cutie.BPoC Orga-Team sehr sinnvoll. Wir müssen uns Gedanken darüber machen, wer im Zentrum unserer Veranstaltung steht, und wer nicht mitgedacht wird. Wie können wir unser Festival beim nächsten Mal noch zugänglicher machen? Wie können wir unsere Energie und Ressourcen so organisieren, dass wir andere Diskriminierungsformen auf ähnliche Weise wie Homo-, Transphobie, und Rassismus mitdenken? Was hat das Cutie.BPoC Festival, trotz vieler Lücken in unseren Strukturen dieses Jahr erreicht? Es hat einen beson-

deren, schönen Raum geschaffen, in dem wir uns öffnen konnten. Endlich gab es einen Ort, an dem wir uns ungezwungen und frei von Ängsten gegenseitig ermächtigen konnten. Es waren Tage, an denen die unterschiedlichsten Menschen zusammen getroffen sind und sich gegenseitig bereichert haben. Das Festival öffnete auch die Möglichkeit, sich zusammen kritische Fragen zu stellen. Inner- und auch außerhalb der Workshops, zwischen Freund_innen und Bekannten, und nach dem Festival über soziale Netzwerke, finden tiefgehende Diskussionen statt. Zum Beispiel: Können wir uns schon eine Community nennen, wenn wir einfach nur die gleichen Selbstbezeichnungen haben? Und wer fühlt sich überhaupt angesprochen von dem Begriff «Queer» oder «People of Color?» Trotz unserer Entscheidung, als Queer_Trans_Inter Schwarze Menschen & People of Color zusammenzukommen, gibt es auch vieles, in dem wir uns voneinander unterscheiden. Was verbindet uns dann? Jetzt, wo das Cutie.BPoC-Festival vorbei ist und die Menschen sich wieder auf verschiedene Städte verteilt haben, merke ich, uns verbindet viel. Wir halten zusammen, indem wir nicht nur für das Gleiche kämpfen, sondern auch indem wir eine gemeinsame Vorstellung von einer Community teilen, in der wir uns wohl fühlen. Wir laufen zwar in verschiedenen Orten und auf unterschiedliche Ziele zu, bleiben aber mit den anderen weiter verbunden.



CutieB.PoC Orga-Team

Jaya Chakravarti ist eine, queere Frau of Color und seit einigen Jahren im Antidiskriminierungs-Bildungsbereich aktiv. Momentan arbeitet sie beim MRBB im Projekt «MSO-Inklusiv!»

Aus unserem Projekt *MSO-Inklusiv!*

Wir brauchen mehr Vernetzung!

Um inklusive Vereinsarbeit zu machen, müssen wir feministische Perspektiven stärken und mehr Räume zum Austausch miteinander aufbauen!

Larissa Hassoun

Es ist soweit: Die Arbeit in den «MSO inklusiv!»-Projekten läuft auf Hochtouren. In drei Städten arbeiten Vereine unterschiedlicher Arbeitsbereiche, Größe und Communities an ihren Visionen für intersektionale Vereinsarbeit. Begleitet werden sie dabei vom «MSO inklusiv!»-Team, das die Vereine bei der Verankerung ihrer Projekte unterstützt.

Visionen brauchen diesen festen Anker, um nachhaltig wachsen zu können und mehr als eine Förderungsphase zu überstehen. Verankerung ist gleichzeitig eine ziemlich fordernde Aufgabe, denn sie ist häufig mit Konflikten und langen Auseinandersetzungen darüber verbunden, wo der Verein bezüglich LSBT*IQ-Arbeit und -Inklusion steht. Dabei wird häufig sichtbar, was nicht gut läuft und woran wir als Vereine und als Communities arbeiten müssen. Wir müssen anfangen zu fragen, wer eigentlich das «Wir» in unserer Satzung ist. In wie weit sind MSOs wirklich offen für Trans*-Menschen aus der Community und wie bewusst gehen die Organisation, der Vorstand, die Mitarbeiter_innen mit dem Thema intersektionale Diskriminierung um? Kurz gesagt: Wer hat eigentlich im Verein Platz und wer nicht?

Vom Antrag in die (Vereins-) Realität: Feministische Perspektiven stärken!

Beim Blick nach innen zeigt sich, dass die Lebenswirklichkeiten vieler Menschen aus der Community häufig nicht repräsentiert sind in Vereinssatzungen, Flyern, in unseren Anträgen und Teamkonstellationen. Um diese Unsicht-

bar-Machungen aufzubrechen, ist es wichtig, feministische Perspektiven im Verein zu erkennen und zu stärken, indem intersektional diskriminierte Menschen Vereinsarbeit mitgestalten und mitbestimmen. Lesben, Schwule, Trans*- und Inter*-Menschen sind und waren immer Teil unserer Vereine, Communities und Familien. Und ihre Stimmen und Perspektiven sind wichtig!

Feministische Perspektiven im Verein zu stärken, heißt deswegen ganz konkret zu handeln und eine ganzheitliche Antidiskriminierungspolitik in laufende und geplante Projekte, in die gesamte Vereinsarbeit zu übersetzen. Wir verfehlen unsere Ziele, wenn wir in unseren Arbeitsstrukturen und Projektplanungen die gleichen Ausschlüsse reproduzieren, gegen die wir kämpfen wollen. Das ist sicher nicht der einfache Weg, denn hier ergeben sich häufig Konflikte und Kämpfe, weil alte Strukturen aufgebrochen werden, Arbeitsprozesse und Teams transformiert werden müssen. Zusammenarbeit auf Augenhöhe mit allen Beteiligten ist kein Selbstläufer. Gerade im Rahmen einer Arbeit im Kampf gegen intersektionale Diskriminierung müssen auch die vereinseigenen Arbeitsstrukturen hinterfragt werden: Wer ist im Team, wie gehen wir mit unterschiedlichen Erfahrungen und Perspektiven um?

Ganz besonders in diesen Auseinandersetzungen und Veränderungen liegt jedoch viel Potenzial: Diese Prozesse sind wichtig, um die eigene Community zu stärken und Verschränkungen von Diskriminierungsformen gemeinsam effektiv zu bekämpfen. Nicht nur im Kon-

texts des laufenden Projekts bei «MSO inklusiv!», sondern für den gesamten Verein und für die Zukunft.

Vernetzung als erster Schritt zur Öffnung

Wie das genau ablaufen soll? Vernetzung und Austausch mit anderen MSOs ist ein zentrales Mittel, um über gemeinsame Konflikte zu sprechen und Lösungsstrategien für die eigene MSO zu entwickeln. Das Zusammenkommen verschiedener migrantischer Organisationen ermöglicht größeren und kleineren MSO, community-übergreifend neue Impulse für ihre Vereinsarbeit gewinnen. Wie wichtig dieser Austausch ist, hat sich beim ersten «MSO Inklusiv!»-Workshop im September 2015 deutlich gezeigt. Wir brauchen mehr Möglichkeiten, um über unterschiedliche Definitionen von Intersektionalität zu sprechen. Mehr Räume sind notwendig, um die Widerstände im eigenen Verein gegen das Thema intersektionale Diskriminierung und Trans*-Offenheit zu thematisieren. Mit «MSO Inklusiv!» wollen wir gemeinsam mit MSOs genau diese Strukturen, Plattformen und Netzwerke schaffen: Sie stärken uns als Communities und sie ermöglichen uns, wichtige Perspektiven für unseren Kampf gegen jede Form von Diskriminierung.



<http://www.mso-inklusiv.de/de/>



Larissa Hassoun ist Mitarbeiter_in im «MSO inklusiv!»-Team im Bereich Öffentlichkeitsarbeit. Sie lebt seit 9 Jahren in Berlin und hat in Istanbul und Frankfurt (Oder) Soziologie und Kulturwissenschaften studiert.

Aktuelles aus der Geschäftsstelle

Stellungnahme des Migrationsrat Berlin-Brandenburg zur Verschärfung des Asylrechts

Berlin, 15. Oktober 2015

Wir sprechen von einem Ort, der Ankunft, Duldung und Abweisung kennt. Und von einem Ort, der die migrantische und postmigrantische Gesellschaft Deutschlands seit den 1970ern kennt. Und wir wissen:

- **Wir sind hier, obwohl unsere Wohnungen angezündet wurden.**
- **Wir sind hier, obwohl unsere Väter von rassistischen Terroristen ermordet wurden.**
- **Wir sind hier, obwohl unsere Kinder in den Schulen in ihrer Entwicklung gehindert werden.**
- **Wir sind hier und wir sind angekommen, und unsere Kinder und Kindeskiner. Sie haben studiert, arbeiten und gründen Familien. Und weil wir hier sind, übernehmen wir Verantwortung und engagieren uns ehrenamtlich, unter anderem in vielen Vereinen. Um unsere Sprachen zu sprechen, uns gegenseitig zu unterstützen, unsere politische Teilhabe wahrzunehmen und einzufordern.**
- **Und wir sind empört und beschämt zugleich.**

Deutschland beteiligt sich an der Notstandseuphorie, die zwischen willkommender Hilfe und menschenfeindlichem Hass schwankt. Das mediale Bild der Flucht wird von hohen Zahlen, Massen von Menschen, Feldbetten in Hallen bestimmt – es wird ein Bild der «Not» gezeichnet: «Not»-Versorgung, «Not»-Unterkunft, «Not»-Verpflegung. Und in dieser «Not» wird in Windeseile ein Gesetz zur Bleibe- und Abschiebeperspektive für geflüchteten Menschen und Familien verabschiedet. Dieses Gesetz («Asylverfahrensbeschleunigungsgesetz») zielt darauf ab, die de-facto Abschaffung des Asylrechts von 1993 («Asylkompromiss») fortzuführen.

Wir sind empört und beschämt zugleich, dass Deutschland sich daran beteiligt, unveräußerliche Menschenrechte für bestimmte Gruppen zu begrenzen bzw. auszusetzen. Rechte, die wir als Zivilgesellschaft und migrantische Selbstorganisationen durch langjährige politische Arbeit mühsam erkämpft haben, sollen nun durch dieses Gesetz abgeschafft werden. Daher verurteilen wir die Asylrechtsverschärfung! Und wir skandalisieren insbesondere folgende Punkte:

- **Die Verlängerung des Arbeitsverbots für Asylsuchende von drei auf sechs Monate.**
- **Die Verhängung nicht nur von Arbeitsverboten, sondern auch von Bildungsverböten für junge Menschen!**
- **Die Benennung und Erweiterung der «sicheren Herkunftsstaaten» – statt der Benennung von «unsicheren Herkunftsstaaten». Und gerade bei den hier genannten Ländern, die als «sicher» eingeordnet werden, wird kurzerhand das Recht von Minoritäten auf Asyl ausgehebelt, denn für sie sind dies «unsichere Herkunftsländer». Vor allem viele Roma fliehen aus roma-feindlichen Ländern, weil sie von Bildung, Arbeit und Wohnen, zum Teil aber auch von staatsbürgerlichen Rechten ausgeschlossen werden.**

- **Wir sind empört über die Unterbringung in unsicheren Unterkünften: Die Unsicherheit hat verschiedene Ursachen, so die Gefahr von rassistischer Gewalt, aber auch die dichte Unterbringung von traumatisierten Menschen. In dieser strukturellen Unterversorgung von Rückzugsräumen sind Konflikte nicht ungewöhnlich, weil unsichere Bleibeperspektiven die Regel sind. Gerade Frauen*, Lesben, Schwule und Trans*personen sind hier physischer und psychischer Gewalt ausgesetzt (auch durch die sie verwaltenden Institutionen). Gerade diejenigen, für deren Rechte sich ein demokratisches Land wie Deutschland vermeintlich einsetzt und verantwortlich fühlt, in dieses Land kann die Unversehrtheit in diesen Unterkünften nicht gewährleisten!**
- **Wir sind empört, dass Geflüchtete, die unter Dublin III fallen und für deren Asylantrag ein anderer EU-Staat zuständig ist, keine Bezüge aus der Asylbewerberleistungsgesetz erhalten sollen. Das bedeutet z.B.: keine medizinische Versorgung, kein Anspruch auf Unterbringung und es führt zu Obdachlosigkeit und sozialer Entrechtung!**
- **Wir sind empört über die politische Reproduktion heutiger Diskriminierung gegenüber Roma. Wir sind empört über die historische Ignoranz, gegenüber der eigenen Geschichte, die so viele Menschen in den Tod und in die Flucht trieb.**

Mit dem neuen Gesetz werden neue Verbote für manche Menschen hier in Deutschland erlassen: Bildungsverbot (Schulpflicht wird ausgesetzt) und Mobilitätsverbot (Zwangsunterbringung in Lagern). Offenbar will diese Bundesregierung, dass für bestimmte Menschen in diesem Land die Menschenrechte ausgesetzt werden. Aber die neuen Regelungen sind verfassungswidrig, denn die «Menschenwürde ist nicht relativierbar» (Bundesverfassungsgericht 2012)!

- **Wir fordern die Abschaffung der Zwangsunterbringung in Lagern!**
- **Wir fordern Bewegungsfreiheit für geflüchtete Menschen!**
- **Wir fordern die Abschaffung der Kategorie «Sichere Herkunftsstaaten»!**
- **Wir fordern die sofortige Einhaltung und Gewährleistung unveräußerlicher Menschenrechte für alle Menschen in Deutschland!**

Denn:

Kein Wir ohne Uns!

Quellen-und Literaturhinweise

Rena Onat:

Dean, Jasmin (2011): People of Color. In: Susan Arndt und Nadja Ofuatey-Alazard (Hg.): Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache: ein kritisches Nachschlagewerk. Münster: Unrast, S. 597.

Haritaworn, Jin (2015): Queer lovers and hateful others. Regenerating violent times and places. London: Pluto Press (Decolonial studies, postcolonial horizons).

Hügel, Ika; Schultz, Dagmar; Bubeck, Ilona; Ayim, May; Lange, Chris; Aktak, Gülken (1993): An unsere LeserInnen. In: Ika Hügel, Dagmar Schultz, Ilona Bubeck, May Ayim, Chris Lange und Gülken Aktak (Hg.): Entfernte Verbindungen. Rassismus, Antisemitismus, Klassenunterdrückung. 1. Aufl. Berlin: Orlanda Frauenverlag, S. 11i 14.

Mercer, Kobena (Hg.) (1994): Welcome to the jungle. New positions in Black cultural studies. New York: Routledge.

Mysoreka, Sheila (1993): Weiße Taktik, weiße Herrschaft. In: Ika Hügel, Dagmar Schultz, Ilona Bubeck, May Ayim, Chris Lange und Gülken Aktak (Hg.): Entfernte Verbindungen. Rassismus, Antisemitismus, Klassenunterdrückung. 1. Aufl. Berlin: Orlanda Frauenverlag, S. 110i 117.

Yılmaz-Günay, Koray (Hg.) (2011): Karriere eines konstruierten Gegensatzes: zehn Jahre «Muslime versus Schwule». Sexualpolitiken seit dem 11. September 2001. Kampagne Zusammen handeln gegen rassistische Hetze und soziale Ausgrenzung. Berlin.

Saboura Naqshband:

http://www.kampnagel.de/de/programm/willkommen-in-der-osmonischen-gesellschaft/?datum=&id_datum=3587

<http://www.blackgirldangerous.org/2013/12/calling-less-disposable-way-holding-accountable/>

Ha, Kien Nghi: «Identität, Repräsentation und Community i Empowerment-Essay», APUZ 13-14/2014, bpb.de

Kuria, Emily Ngubia, Vortrag im Workshop «Machtkritik in der Ausbildung und darüber Hinaus», Vernetzt-Euch!-Konferenz (BKK, Interflugs), 10.i 11.Okt. 2015, Universität der Künste, Berlin

Waheed, Nayyirah, «options», salt., Create Space Independent Publishing Platform, 2013